

HEYNE <

Das Buch

Mitten im Winter in einem kleinen Ort tief im Norden Minnesotas ergibt sich Arnold Schiller den Dämonen, die ihn jagen, und setzt seinem Leben ein Ende. Zurück bleiben seine Frau Claire und die Kinder Esau und Katie. Claire, die mit ansehen musste, wie sie einen geliebten Menschen verliert, ist starr vor Schmerz. Um ihrer Kinder willen aber muss sie ihre Trauer überwinden. Esau, der zwölfjährige Sohn, droht mehr und mehr in sich zu versinken. Und auch die sechsjährige Katie ist von stummer Traurigkeit erfüllt. Doch es ist schließlich Katie, die Mutter und Bruder den Glauben an das Leben wiedergibt. Mit grenzenlosem Urvertrauen schenkt sie der Familie eine Zuversicht, die den Neuanfang ermöglicht.

»Die packende Geschichte einer Familie, die sich gegen alle Widerstände behauptet und ihr Schicksal in beeindruckender Weise meistert.«

Library Journal

Die Autorin

Marya Hornbacher lebt und arbeitet als Schriftstellerin und Journalistin in Minnesota. Ihre Autobiografie *Alice im Hungerland* wurde für den Pulitzer Preis nominiert und war ein internationaler Bestseller. *Du hast nicht gesagt, Ich liebe dich* ist ihr erster Roman.

MARYA
HORNbacher

Du hast nicht
gesagt,
Ich liebe dich

Roman

Aus dem Amerikanischen von Marie Rahn

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE CENTER OF WINTER
bei Harper Collins, N.Y.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super* liefert Mochenwangen.

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2007

Copyright © 2005 by Marya Hornbacher

Copyright © 2005 der deutschen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Zitat auf Seite 7 aus Elie Wiesel,

Der Chassidismus - ein Fest für das Leben,

© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1. Auflage 2000

Celebration hassidique by Elie Wiesel,

© Editions du Seuil, 1976

Printed in Germany 2007

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München, unter Verwendung
der Fotos von Rupert Schwaiger und Lin Alder/getty images

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-81056-3

www.heyne.de

Für Officer Christie Nelson, MPD

WO SOLL ICH BEGINNEN? *Die Welt ist so groß. Ich werde also mit dem Land beginnen, das ich am besten kenne, mit meinem eigenen. Aber mein Land ist so groß. Ich fange doch lieber mit meiner Stadt an. Aber meine Stadt ist so groß. Am besten beginne ich mit meiner Straße. Nein, mit meinem Haus. Nein, mit meiner Familie. Ach was, ich beginne bei mir.*

ELIE WIESEL, DER CHASSIDISMUS –
EIN FEST FÜR DAS LEBEN

KATE

ES BEGINNT IN EINEM KLEINEN ORT weit im Norden. Motley, Minnesota, 442 Einwohner. Nahe der Quelle des schlammigen Mississippi, jenseits der blauen Glasfronten der Citys und der schäbigen Backsteingemäuer der Gewerbegebiete, jenseits längst stillgelegter Bahnhöfe, jenseits des Grain-Belt-Schilds und des Pillsbury-Flour-Gebäudes am Ufer des Flusses, jenseits der Schornsteine und klotzigen Industrieruinen, jenseits all dessen liegt dieser Ort mitten in der Prärie, die sich nördlich und westlich vom Fluss bis weit nach Dakota erstreckt.

Aus der Vogelperspektive sieht man, dass das Gelb der weiten Graslandschaft hier und dort mit Ortschaften gesprenkelt ist, die selbst für das Auge eines Kartografen zu klein sind.

Genau südlich von Staples, wenn man der Bundesstraße folgt, die durch den Ortskern verläuft, vorbei an der Schule am Südrand, an Norby's Department Store, Morey's Fish Co., dem Supermarkt mit der schäbigen Veranda, vorbei an den alten Backsteinfassaden der Geschäfte mit den kleinen Holzschildern, die in ihren Scharnieren quietschen und deren Namen verblasst und abgesplittert sind. Vorbei an Morrison's Metzgerei, dem Cardinal Café. Kaum ist einem klar geworden, dass man den Ortskern erreicht hat, biegt die Bundesstraße 10 scharf nach links, vorbei am Spirituosenladen Y-Knot Liquors, und plötzlich befindet man sich mitten auf dem platten Land und fragt sich, ob es überhaupt einen Ort gegeben hat. Vor sich sieht man nur noch Morgen um Morgen Ackerland.

An der Ecke der Madison Street steht ein Haus in hellem Graublau mit drei Stufen, die vom Weg hinaufführen, und einem briefmarkengroßen Hinterhof, wo meine Mutter, wenn es sie packte, wild herumgärtierte, um den Garten dann in der tropischen Julihitze wieder unkontrolliert vor sich hin wuchern zu lassen.

Mein Vater beobachtete sie von der rückwärtigen Veranda aus und saß da, wie die Männer hier sitzen: zurückgelehnt, die Füße weit auseinander gestellt, die Arme auf den Stuhllehnen, in der rechten Hand ein Bier. Die Flasche war mit Kondensstropfen bedeckt.

Sie lernten sich in New York kennen, in einem Klub. Sie lernten sich kennen und heirateten im Rathaus, und immer wenn ich meine Mutter ganz für mich hatte, musste sie mir noch mal von dem Kleid erzählen, das sie sich aus Vorhängen genäht hatte, und von den roten Schuhen und der Granatkette, die sie für einen Apfel und ein Ei erstanden hatte. Danach feierten sie eine Party mit billigem Wein in ihrer Wohnung. Ich male mir das alles in leuchtenden Farben aus. Ich erinnere mich für sie an den Klub mit den roten Wänden und den kleinen Kerzen voller Wachsreste auf den Tischen. Ob es wirklich so war, interessiert mich nicht, es ist meine Geschichte, nicht ihre.

Die Granatkette gehört jetzt mir. Immer wieder fällt mir ein, dass der Verschluss repariert werden müsste.

»Was hattest du an?«

Meine Mutter wusch mir das Haar.

»Schatz, ich weiß es nicht mehr. Untertauchen«, sagte sie. Ich tauchte unter und prustete.

»Du musst dich erinnern«, beharrte ich. Sie lachte. »Okay«, sagte sie, und ich merkte, dass sie sich etwas ausdachte, aber das kümmerte mich nicht. »Etwas Schwarzes. Einen schwarzen Mantel. Und einen Hut.«

»Was für einen Hut?«

»Katie, Herrgott – halt still – was? Einen Hut mit einer Feder.« Sie schrubbte mir die Ohren. Im Flur rief mein Vater nach ihr, dann ging die Tür auf. Sie wandte sich zu ihm.

»Ach, hier bist du!«, sagte er. »Wann gibt es Abendessen?«

»Ich bade gerade Katie.«

»Das sehe ich.«

»Wenn ich fertig bin.«

Er rührte sich nicht. »Esau schmolzt«, sagte er.

Meine Mutter wandte sich wieder zu mir und fing an, heftig meinen Hals zu schrubben. »Und was soll *ich* da jetzt machen?«

»Hi, Daddy«, sagte ich.

»Hi, Kleine«, sagte er. »Ich sehe, deine Mutter ist wieder mal in Stimmung.«

Ich nickte. Meine Mutter rollte die Augen.

»Tja, ich kann nur sagen...«, meinte mein Vater und hielt dann inne, als würde er nachdenken. »Yep«, äußerte er abschließend und zog die Tür hinter sich zu.

In diesem Sommer trug ich ein weißes Nachthemd, und die Sonne ging nie richtig unter, der Himmel nahm nur allmählich einen zart purpurfarbenen Ton an, der lange anhielt. Wir aßen auf der rückwärtigen Veranda zu Abend. Mein Vater betrachtete den Himmel.

»Wir sollten ausgehen«, sagte er.

Meine Mutter schnaubte.

»Was, sollten wir nicht ausgehen?«, fragte mein Vater. »Möchtest du nicht ausgehen? Hast du irgendetwas gegen meinen Vorschlag einzuwenden?«

Ich lutschte an meinem Stück Tomate. Meine Mutter sagte nichts.

»Claire?«, sagte mein Vater. »Antworte mir. Möchtest du ausgehen oder nicht?«

»Mom, antworte doch einfach«, murmelte Esau.

Wir warteten.

»Ja«, sagte meine Mutter mit Bedacht. »Ich würde gerne ausgehen.«

Mein Vater grinste. »Gut«, sagte er. »Wir werden essen gehen. Uns eine Show ansehen.« Er blickte sich zufrieden im Garten um und nahm einen Schluck von seinem Drink. Er beugte sich vor und küsste meine Mutter auf die Wange. »Gut«, sagte er noch einmal.

Meine Mutter blickte mit einem schwachen Lächeln auf ihren Teller.

Wir würden niemals ausgehen.

Das Licht schwand, so wie Licht in der Erinnerung schwindet, wenn Gegenstände ihre Schärfe verlieren und Gesichter sich im Schatten auflösen. Meine Mutter räumte den Tisch ab und sagte, ich sollte mich bettfertig machen.

Und dann verschmolz das Haus mit der Dunkelheit der Nacht. Mein Vater beobachtete, wie sich die Nacht über seinen kleinen Ausschnitt der Welt senkte, während seine Frau den Abwasch erledigte und seine Kinder das taten, was Kinder so vor dem Zubettgehen tun.

Worüber dachte er nach?

Vielleicht erschrak meine Mutter leicht, als er hinter ihr ans Spülbecken trat und ihr seine Hand auf den Arm legte.

Vielleicht entspannte sie sich und wandte ihr Gesicht halb in seine Richtung.

Vielleicht tanzten sie dann im Wohnzimmer zu alten Platten, während ich in meinem weißen Nachthemd dastand und sie durch den Spalt meiner Zimmertür beobachtete.

Zu den gedämpften Klängen von Count Basie und der heißen Nacht ging ich zu Bett und stellte mir meinen Bruder auf der anderen Seite der Wand vor.

Es war 1969. Amerika war zum Teufel gegangen, doch all das war weit weg. Uns konnte nichts passieren, denn es war Juni, und mein Bruder schlief, und meine Mutter war die schönste Frau der Welt. Bald würde mein Vater sie im Tanz nach hinten beugen, sie küssen und dann zur Hausbar gehen, um sich einen neuen Drink zu machen.

Esau und ich hockten am See, drehten mit Stöcken die toten Fische um, die von Zeit zu Zeit ans Ufer gespült wurden, bohrten Löcher in ihre starrenden Augen und erzählten uns abwechselnd Geschichten.

»Mutter kommt aus Georgia. Aus dem Süden«, sagte er.

»Wo ist das?«

Er wies mit seinem Kopf in eine Richtung.

»Gibt es da Schlangen?«

»Ja. Nicht essen!«, sagte er und schlug auf meine Hand.

»Ist sie reich?«

»Mutter? Sie war es.«

»Bis wann?«

»Bis sie nach New York ging.«

»Dann waren sie Bohemiens.«

Esau nickte.

»Wenn ich ihm in den Bauch bohre, spritzen dann seine Eingeweide raus?«

Esau zuckte die Achseln. »Weiß ich nicht. Probier's aus«, sagte er.

Das tat ich. Erst spritzte Wasser heraus, dann eine Spirale nasser Gedärme. »Und sie wurde schwanger«, sagte ich, um ihm auf die Sprünge zu helfen. »Mit dir.«

Er nickte.

»Und du hast in einer Schublade geschlafen. In der Wohnung in New York.«

Er lächelte.

»Sie haben dich zu allen Partys mitgenommen, und du hast zwischen den Mänteln geschlafen.«

Er nickte, immer noch lächelnd.

»Erinnerst du dich daran?«

»Nein.« Er rührte mit seinem Stock in dem klaffenden Bauch des Fisches herum. »Weiß nicht«, sagte er achselzuckend. »Vielleicht.«

Ich beneidete ihn darum. Ich kniff die Augen zusammen. »Lügner«, sagte ich und ging weiter am Ufer entlang, auf der Suche nach einem neuen Fisch.

Er hockte sich wieder neben mich, denn wir waren am Wasser, und er war zwölf und hatte die Verantwortung, man kann ertrin-

ken, auch wenn das Wasser nur fünf Zentimeter tief ist, ob man es glaubt oder nicht. Ich überlegte, ob ich mich auf den Bauch legen und mein Gesicht ins Wasser tauchen sollte, um zu prüfen, ob es stimmte. Ich schlug mit meinem Stock auf die zerbrechlichen Schneckenhäuser und schob die Schalenreste zurück in die seichten Wellen des Sees.

»Waren sie glücklich?«, fragte ich.

»Nein.«

Ich sah ihn scharf an.

»Sie sind nie glücklich gewesen.« Er presste seine Lippen zusammen, als würde er nachdenken, und grub ein Loch in den fischig riechenden Schlick.

»Aber sie haben gesagt, sie waren glücklich«, sagte ich anklagend. Er musste sich irren.

»Sie haben gelogen.«

Er rammte seinen Stock in die Mitte des Lochs, das er gegraben hatte. Dann nahm er meine Hand. »Komm jetzt«, sagte er.

Ich entzog ihm meine Hand, trottete ein paar Schritte hinter ihm her und kickte Schlick gegen seine Waden.

»Sie waren doch glücklich«, rief ich ihm zu.

»Okay, sie waren glücklich«, rief er zurück. »Wie du willst.«

»Sie haben gesagt, dass sie tanzten«, rief ich. »Und das tun sie immer noch, manchmal. Im Wohnzimmer. Ich sehe ihnen zu.«

Er blieb stehen und wartete auf mich, während er mich über die Schulter hinweg ansah.

Dann gingen wir eine Weile schweigend weiter und sahen hinaus auf den See.

»Ich will ein Ei-iis!«, sagte ich und hatte das Gefühl, verloren zu haben.

Wir waren mal wieder auf einer Trauerfeier. Ich wusste nicht genau, wer dieses Mal gestorben war, aber es war Selbstmord gewesen und umso verstörender, weil es die völlig falsche Jahreszeit war. Niemand brachte sich im Sommer um. Es war ungehörig.

Selbstmord fängt im Mittelpunkt des Winters an und folgt dann der Spur des Kalenders, bis das Gewicht des Schnees sich hebt und der Frühling uns wieder atmen lässt.

Die liebenden Angehörigen hatten sich versammelt. Die liebenden Angehörigen lungerten an den Rändern meiner Kindheit herum wie gewichtige Geister, gesichtslos, leicht missbilligend, gedrunken und wollumhüllt. Sie sagten *abfinden*. *Wir müssen uns abfinden*. Meine Großmutter bewahrte Seifenreste und den Knochen vom Schinken auf, kochte alles wieder auf und machte ein neues Stück Seife daraus. Bloß nichts verschwenden.

Wenn jemand sich umbrachte, war das Verschwendung. Das sagte zwar niemand, aber wir wussten es.

Mein Vater wird sich umbringen. Es wird Verschwendung sein. Wir werden uns damit abfinden müssen und auf der Straße den Kopf hochhalten.

Aber noch waren wir auf der Trauerfeier. Noch lebte mein Vater, er stand mit den anderen Männern am Tisch, aß von einem Pappeller und spießte Fleischbällchen mit einem Zahnstocher auf, als würde er in Luftballons stechen. Ich war sechs; es war das Jahr vor dem Jahr, das über uns zusammenbrach wie ein Dach, welches unter dem Gewicht des Schnees nachgibt. Mein Vater schwadronierte. Ich zog das blaue Blumenmuster auf der Couch nach, die sich kratzig anfühlte wie Onkel Lincolns Kinnstoppeln, wenn er mich mit geschürzten Lippen auf den Mund küsste. Ich wischte mir den Kuss mit dem Saum meines Kleides ab, und meine Mutter gab mir einen Klaps auf den Hinterkopf.

Die älteren Frauen schätzten meine Mutter nicht. Sie war, so flüsterten sie, anders.

Meine Mutter war Gott.

Die liebenden Angehörigen saßen an diesem Nachmittag steif und mit ausdrucksloser Miene in ihren hölzernen Kirchenbänken. Sie hatten sich in ihre zweitbesten Anzüge und Kleider gezwängt, die unter den Armen und am Kragen zwickten (die besten wurden für den Ausflug in die Stadt aufgehoben, den

man einmal im Jahr unternahm, um im Theater Shakespeare zu sehen). Sie saßen das Trällern der ältlichen Sopranistin aus, die durch *Amazing Grace* mäanderte, ertrugen die gefühlsbetonte Trauerrede des weinenden Sohnes (die eigentlich, so sagten sie später beim Empfang, schon ein bisschen übertrieben war, nicht wahr? Ich meine, wenn man die Umstände bedenkt). Sie hoben ihre Augen gen Himmel, als wollten sie weder das peinliche Unvermögen der Sargträger mit ansehen, den Sarg anzuheben, noch das prompte, wenn auch leise, Herbeizitieren ihrer Frauen. Sie folgten langsam dem gefährlich gekippten Sarg aus der Kapelle, blinzelten ins plötzlich helle Licht der Samstagnachmittagssonne und hoben ihre behandschuhten Hände, um die Augen abzuschirmen. Sie ließen es über sich ergehen, dass der Pfarrer herzlich und mit beiden Händen ihre Hand schüttelte, während der Trauerzug vorbeischlurfte, und übertrieben Augenkontakt suchte, als er jedem Einzelnen sein Beileid ausdrückte. Ich saß auf dem Rücksitz des Wagens, zupfte am Kragen meines Kleides, hauchte die Fensterscheibe an und schrieb rückwärts meinen Namen darauf: ETAK.

Auf der Trauerfeier saß ich eingezwängt zwischen meiner Mutter und irgendeiner Tante Eunice, blickte aus dem Fenster hinaus auf den See und sah zu, wie die Sonne die letzten paar Boote mit ihrem orange- und rosafarbenen Licht überzog. Ich wollte rausgehen, aber meine Mutter hielt mich am Handgelenk fest, ganz sanft, umfasste es mit Daumen und Zeigefinger, unter den Falten ihres Rocks. Ich lehnte mich an sie und beobachtete, wie der Kopf der alten Ethel wackelte, während sie sprach. Nach und nach vergaßen sich alle und verfielen immer mehr ins Deutsche, ließen ihre Stimmen in warme, grollende Geräusche gleiten. Weil es eine Trauerfeier war, hatten sich die Damen einen Drink gestattet. Meine Mutter trank Wasser und starrte ins Leere.

Ich blickte zu meinem Bruder am anderen Ende des Raumes. Er hatte die Hände in die Taschen gesteckt, stand im Türrahmen

zur Veranda und sah hinaus. Er hasste Trauerfeiern. Onkel Ted saß in einem Sessel und starrte auf den Fernseher, der ausgeschaltet war.

»Mit dem Jungen stimmt was nicht«, sagte Cousine Bernie, und ich wandte ihr meinen Blick zu. Sie war hässlich, hatte sogar eine Warze. Sie meinte, Esau sei verrückt. Das erzählte man sich. Ich glaubte es nicht und starrte auf ihn, als wollte ich ihn an die richtige Stelle setzen. Ihn zurechtrücken.

»Kommt nach seinem Vater«, sagte Mrs Johannesson. Mir stieg das Blut in die Wangen. Der Druck an meinem Handgelenk verstärkte sich. Sie redeten, als wären wir nicht da, weil sie wussten, wir konnten nichts dagegen sagen. Wir konnten nichts dagegen sagen, weil wir nicht wie sie waren. Wir waren nicht so anständig. Die Nasenflügel meiner Mutter bebten, ihr Schlüsselbein hob und senkte sich in gemessenen Abständen.

Die Schillers, sagten die Leute. Du weißt schon.

Ich war *das Schillermädchen*. Meinen Namen sprachen sie in einer Mischung aus Zischen und Fauchen aus. *Das arme Schillermädchen*, sagten sie, und ich drehte mich um und starrte sie an.

»Weißt du noch die Tante? Arnolds Schwester. Völlig durchgedreht. Zerbrechlich wie Porzellan. Flatterte ständig herum. Du weißt schon«, sagten die Frauen zueinander und schüttelten den Kopf.

»Plapperte in einer Tour über Gott weiß was, schrieb ständig irgendwas auf kleine Zettelchen und steckte sie sich in die Taschen. Lag den ganzen Tag im Bett«, sagte die eine, und die anderen schnaubten und sagten »Fffhh«.

Arnolds Schwester war meine Tante Rose. Sie starb, bevor ich geboren wurde, als mein Vater noch jung war, vor dem Krieg. Es hieß, dass sie wunderschön war. Ich stelle mir die schöne Tante Rose immer im Bett vor, wie sie sich auf den Kissen hin und her wirft und zerbrechlich aussieht. Hinter geschlossener Tür und zugezogenen Vorhängen.

Keine anständige Frau würde sich einfach ins Bett legen. Das wusste ich. Eine anständige Frau setzte sich noch nicht einmal hin, es sei denn auf Trauerfeiern, und schon gar nicht legte sie sich ins Bett. Eine anständige Frau stand in der Küche oder wischte Staub.

Meine Mutter war keine anständige Frau. Sie ging arbeiten. Ein Wispern und Flüstern folgte uns, sobald wir auf die Straße traten. Ich ahmte ihr Fastlächeln und ihr Geradekeinnicken nach, womit sie die anderen Frauen bedachte.

»Und was geschah dann?«, fragte eine dicke, dumme Frau, die nichts von meiner toten Tante Rose wusste, und legte eine Hand an ihre Kehle.

»Hat sich aufgehängt«, krächte Tante Ethel, die ohnehin keine echte Tante war. »Im Salon, an Heiligabend. Da hing sie, am Kronleuchter, in ihrem besten Kleid.« Sie wies zur Decke, und wir alle blickten auf, als erwarteten wir, dort den Kronleuchter zu sehen.

Alle schüttelten den Kopf. Dreimal. Hmm, hmm, hmm. Ende.

Diese Geschichte wurde immer auf Trauerfeiern erzählt. Es war die beste Totengeschichte, die sie auf Lager hatten, also wurde sie wieder und wieder erzählt. Mir persönlich gefiel sie. Die Geschichte von der toten Tante Rose. Mir gefiel sie genauso wie die Geschichte von Teddys letzter Fahrt – als Onkel Ted sich so betrank, dass er plötzlich von seinem Stuhl aufstand, grollend hinaus zu seinem neuen Studebaker schwankte, Tante Agnes zuwinkte, die weißhaarig und wimmernd auf der Veranda stand, reifenquietschend aus der Einfahrt zurücksetzte und schrie: »Jetzt geht's los! Teddy unternimmt seine letzte Fahrt!«

Es war nicht wirklich seine letzte Fahrt. Er fuhr seinen Wagen nur gegen einen Baum. Aber Tante Rose tat es wirklich. Ich hegte eine gewisse Bewunderung für Tante Rose. Ich stellte mir den Salon vor – obwohl ich noch nie einen Salon gesehen hatte, da ich nur ein einziges Mal aus Motley rausgekommen war, aber trotzdem stellte ich ihn mir ganz in Rosa vor, Wände sowie

Bezüge von Couch und Stühlen, mit lauter Rosenbildern. Und natürlich mit Christbaum. Und Tante Rose in ihrem besten Kleid, leise baumelnd am Kronleuchter.

Ich stellte sie mir immer mit einem leichten Lächeln um die Lippen vor. Und mit winzigen Knöpfstiefeln, die unter ihrem besten Kleid hervorlugten.

»Tja, und ihr wisst ja«, schaltete sich die winzige Mrs Knickerbocker mit zwitschernder Stimme ein. »Arnold war derjenige, der sie fand. Mmm-hm. Ist nie darüber hinweggekommen. Und jetzt seht ihn euch an.«

Wir sahen alle hinüber zu meinem Vater. Sie seufzten und blickten zufrieden drein.

Mein Bruder ging aus der Hintertür, über den Hof, hinunter zur Anlegestelle.

Es war dunkel, und die Männer waren betrunken, saßen vornübergebeugt mit aufgestützten Ellbogen am Tisch, gestikulierten wild und spuckten beim Sprechen. Mein Vater hatte seine Krawatte ausgezogen. Wenn er sein Glas hob, neigte er den Kopf zurück, kippte sich den Drink hinunter und kaute wild auf dem Eis herum. Jemand schlug vor, eine Spritztour in dem neuen Wagen von irgendjemandem zu machen, und dann brachen wir auf. Meine Mutter erhob sich von der Couch, und ich sah zu, wie sie sich entfaltete wie ein Brief, steif und dünn in ihrem langen Rock, mit ihrer Hand auf meinem Hinterkopf. Die Frauen sahen ihr ebenfalls zu, hoben alle gleichzeitig den Kopf, während ihre Hände gefaltet im Schoß ruhten, die Finger rissig und geschwollen, mit Eheringen aus trübem, messingfarbenem Gold, die unter dem Knöchel ins Fleisch schnitten. Ich betrachtete ihre Hände, die Füße in zu engen marineblauen Schuhen, Füße in dicken Strumpfhosen, die leicht gespreizt waren, damit sie flach auf dem Boden auflagen. Die Frauen sahen meine Mutter an und murmelten missbilligend, dass sie ziemlich groß war, oder nicht? Ja, ziemlich groß, und meine Güte, so dünn. Nichts, woran man sich festhalten könnte, sagte eine Frau auf Deutsch,

und alle lachten. Ich schlang meinen Arm um das Bein meiner Mutter.

Die Hand an meinem Hinterkopf schob mich vorwärts. Mein Vater schlingerte uns entgegen, stöhnte und sagte: »Ach, Claire«, und sie lächelte ihr knappes Lächeln und sagte ganz sanft: »Wir gehen jetzt, hol dein Jackett, Arnold, hol jetzt sofort dein Jackett, wir gehen nach Hause, verabschiede dich.«

Ich sah zu, wie die Füße meines Vaters in den weichen Vierersschritt verfielen, wie immer, wenn er getrunken hatte; er vollführte einen kleinen Squaredance mit seinen mit Spucke auf Hochglanz polierten Schuhen, die vor und zurück und seitwärts traten. Meine Mutter sagte: »Kate, hol schnell deinen Bruder.« Ich schlurfte langsam mit den Füßen über den dicken Teppich, um Muster zu ziehen, und ging hinaus auf die Veranda. Es roch nach Hitze und nassem Laub.

»Esau!«, rief ich. Meine Stimme warf ein Echo, glitt wie ein glatter Stein über den stillen See. Ich konnte ihn unten am hölzernen Anleger sehen, seine Schultern zeichneten sich schwarz vor dem Wasser ab. Der Mond war sehr weiß, wie immer, wenn der Himmel wolkenlos ist. Ich rannte über den Hof und blieb kurz vor dem Anleger stehen. Ich rief noch einmal seinen Namen und sagte: »Wir gehen jetzt.« Er wandte sich um und kam über die knarrenden Planken auf mich zu.

Er erinnerte mich an einen alten Mann.

Ich steckte meine Hand in seine Jackentasche und verflocht meine Finger mit den seinen.

»Siehst du den Mann im Mond?«, fragte er mich. Ich drehte mich um und blickte zum Mond hinauf. Esau bückte sich, sodass sein Kopf auf gleicher Höhe mit meinem war. Er zeigte zum Mond.

»Genau dort«, sagte er. »Siehst du ihn? Er sitzt am Rand dieses großen Kraters. Sie haben ihn bei der Mondlandung dort gelassen, aus Versehen. Sie haben ihn vergessen. Jetzt sitzt er einfach nur da und denkt nach.«